

Zeitschrift: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte =
Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale

Band: 26 (2011)

Artikel: "...accord ist accord" : Kölner Zünfte und Märkte im Wandel

Autor: González Athenas, Muriel

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-871787>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Muriel González Athenas

«... accord ist accord»

Kölner Zünfte und Märkte im Wandel

Köln befand sich in der Frühen Neuzeit, nachdem es lange eine der wichtigsten Handelsmetropolen im westlichen Europa gewesen war, in einem umfassenden Transformationsprozess.¹ Veränderte Transportwege, neue Rohstoffverarbeitungen, aufsteigende Märkte in der unmittelbaren Nachbarschaft, neue Technologien, Verlagerungen der Nachfrage, die politische Erstarkung von Nachbarstaaten, religiöse Auseinandersetzungen und nicht zuletzt der Wandel der Geschlechterverhältnisse wirkten sich auf die Märkte Kölns aus und forderten andere Strategien und Praktiken. An vielen Marktstandorten verlor Köln seine wirtschaftliche Bedeutung. Die zwei die Märkte bestimmenden Institutionen, der Rat und die Zünfte (in denen sowohl Handwerker/-innen wie auch Kaufleute organisiert waren), begegneten der Krise mit unterschiedlichen Mitteln wie Regulierungen, Verboten und Umstrukturierungen.² Es gab jedoch auch Versuche der Marktöffnung, der Modernisierung, Technologisierung und Deregulierung.

Meine These ist, dass der Übergang zu neuen Produktionsmitteln und damit zu neuen Wirtschaftsformen wesentlich gebrochener war, als bisher angenommen wurde, und dass es keine Zäsur gab, die sich zeitlich und inhaltlich präzise bestimmen liesse.³ Dabei wird die Frage aufgeworfen, ob das Handeln der Zünfte beziehungsweise ihrer Mitglieder nicht eher als Versuch interpretiert werden kann, zwischen Anpassung an und Widerstand gegen neue Formen der Güterproduktion und -zirkulation zu lavieren. Am Beispiel der Leinenweberzunft werden diese Entwicklungen dargestellt.

Konservatismus und eindimensionales Wirtschaftsdenken?

Im Folgenden wird die in der Handwerks- und Wirtschaftsforschung vertretene These hinterfragt, dass die Handwerksschicht beziehungsweise die Zünfte mit politisch-wirtschaftlichem Konservatismus auf die neuen gesellschaftlichen Anforderungen reagierten.

Bisher wurde in der Kölner Handwerksforschung den Zunft Handwerkern und -handwerkerinnen eine vom Nahrungsprinzip geleitete «Wirtschaftsmentalität» unterstellt, die dem Erwerbsprinzip und marktorientiertem Handeln fern gewesen sei.⁴ Während der Entwicklung des Frühkapitalismus und der damit einhergehenden wachsenden Konkurrenz sei das korporative Gesellschaftsideal verloren gegangen und nur noch das Festhalten an Privilegien und die Furcht vor technischer Innovation übrig geblieben, die letztlich zur Zersetzung der Zünfte geführt hätten.⁵ Das vormoderne Wirtschaftsprinzip unterscheide sich vom modernen vor allem in zwei Punkten: zum einen dadurch, dass es, wie beispielsweise Werner Sombart definiert, standesgemäßes Auskommen und nicht Mehrwert angestrebt habe.⁶ Zum anderen habe das Bemühen um standesgemäßes Auskommen bei den Zunftmitgliedern zu Inflexibilität und einer innovationsfeindlichen Mentalität und schliesslich zum Niedergang der Zünfte selbst geführt.⁷ Dem «alten Handwerk» habe es an Profitstreben, Konkurrenzbereitschaft und, was neue Technologien betraf, Kreativität gemangelt. Diese Argumentation zielt meines Erachtens darauf ab, eine positivistische Zäsur zwischen frühneuzeitlichem und modernem Wirtschaften zu setzen.

Dass Handwerker/-innen⁸ den «Zunftgedanken aushöhlten»,⁹ setzt voraus, dass sie alle nach einem einheitlichen Prinzip handelten. Ein Blick auf die Auseinandersetzungen zeigt, um wie viel komplexer die Praxis und der Übergang zu neuen Wirtschaftsformen waren. In der Frühneuzeitforschung wird für das wirtschaftliche Handeln von Zunftmitgliedern oft das Nahrungsprinzip, das dem Gemeinwohl diene und den Gemeinnutz zur Grundlage hatte, als entscheidend für die Handlungsmotivation postuliert. Es gibt unterschiedliche Erklärungsmodelle dafür, wie dieses Prinzip in Erscheinung trat. Entscheidend ist jedoch, dass es im Gegensatz zum modernen Erwerbsprinzip stehen soll. Die Geschlechterforschung, die sich mit Handwerks- und Wirtschaftsgeschichte auseinandersetzt, ist dieser Idee teilweise gefolgt.¹⁰ Mitunter wurde die frühneuzeitliche Entwicklung des Handwerks als Professionalisierungsprozess interpretiert. Dieser Prozess soll als Werkzeug gedient haben, Frauen aus dem zünftigen Handwerk auszuschliessen. Erst in der neueren Wirtschafts- und Sozialforschung wie in der Geschlechterforschung untersucht und kritisiert man die lang tradierten Argumentationsmuster, die das frühneuzeitliche Handwerk als starr, wenig innovationsfreudig, ja gar als Hemmnis der freien Güterzirkulation und damit der freien Märkte sahen.¹¹ Allmählich entsteht ein differenziertes Bild des städtischen Handwerks, das auch neue Methoden der Forschung fördert. Die bisher überwiegend untersuchten normativen Quellen werden wesentlich bereichert durch serielle Quellen und Selbstzeugnisse.

Profitstreben

Das Ringen von Kaufleuten und Handwerker/-innen um alte und neue Märkte lässt sich gut entlang den Linien der Nahrungskonflikte untersuchen. Dabei werden über den Quellenbegriff Nahrung hinaus auch die semantisch verwandten Begriffe «Auskommen», «bürgerliche Nahrung», «Brotverdienen» usw. betrachtet. In einem Gerichtsverfahren argumentierte ein Leinenweber mit Rentabilität.¹² Er hatte von einer Bürgerin Garn bekommen, um daraus Tuch herzustellen. Er und sein Geselle hätten aber festgestellt, dass das Garn faul war. Er rechnete dem Rat vor, wie lange sein Geselle brauchen würde, das faule Garn zu verarbeiten, und dass sich dieser Auftrag nicht rentierte: «[...] dan er könnte kaum 10 alb. cöllnisch an solcher schlechter arbeit von morgens frühe biß in die späte nacht verdienen, da er doch sonst an guter arbeit 20 ja 24 alb p dage verdienen könnte [...]»¹³ Also habe er den Auftrag im Nachhinein abgelehnt. Aber die Auftraggeberin liess nicht nach und mit dem Argument, «accord sei accord», wollte sie ihn zwingen, das Tuch fertig zu stellen. Demnach wurde «Nahrung» als rhetorisches Mittel eingesetzt. Dabei bildete der Begriff keine festgeschriebene Grösse, aber im Reden über Grundversorgung und Steigerung des Wohlstandes war er gesellschaftlich anerkannt.

Wirtschaftliches Kalkül und Profitstreben lassen sich in vielen Konflikten feststellen. Der Rat selbst war Konkurrenz gegenüber nicht negativ eingestellt. Er sah in der Zunahme der Konkurrenz die Chance von Produktions- und Qualitätssteigerungen, ohne jedoch Monopolbestrebungen einzelner Kaufleute Vorschub zu leisten. Bei den untersuchten Konflikten gab es kein Urteil des Rates, das solchen Bestrebungen zugestimmt hätte. Trotz aller Bemühungen seitens der Zunft und des Rates gelang es in Köln nicht, den Verarmungsprozess aufzuhalten und damit der sozialen Polarisierung entgegenzuwirken.

Konkurrenz

Wohlhabende Zunftmitglieder scheuten sich nicht, selbst arme, vom «Bettelstab» bedrohte Mitglieder vor Gericht zu zitieren, ihnen das letzte Hab und Gut pfänden zu lassen oder sie schlecht zu entlohnen.¹⁴ Viele der reicheren Mitglieder der Zunft versprachen sich mehr Profit durch das Aufstellen von mehr Webstühlen im Verlag. Besonders um 1777 führten viele Kaufleute einen erbitterten Kampf gegen den Zunftvorstand.¹⁵ Dieser berief sich auf die Ordnung von 1456 und verhinderte das Aufstellen von mehr als drei Stühlen pro Meister bis 1792. Dabei muss bedacht werden, dass es nicht um Auseinandersetzungen von «profitorientierten Kaufleuten» gegen «auf das Gemeinwohl bedachte Handwerker» ging. Unter den Kaufleuten befand sich eine Reihe von Ehepaaren, die selbst Webermeister/-innen waren.

Ausserdem erfolgte die obrigkeitliche Erlaubnis zwar erst 1792, doch aus einer Visitation von Werkstätten in der Innenstadt im Jahr 1745 geht hervor, dass von sechs Meistern einer vier Webstühle aufgestellt hatte. Die Zunftvorsteher notierten, dass zwei davon nicht in Betrieb seien.¹⁶ Dass zwei Stühle in der Werkstatt standen, ohne gebraucht zu werden, ist eher unwahrscheinlich. Dazu waren sie zu kostbar. Vermutlich wurden dem Meister vom Vorstand die vier Stühle gewährt, da er der Einzige war, der noch reines Leinentuch herstellte. Die Auseinandersetzungen verdichteten sich in den Jahren 1789 und 1790. Nun waren es nicht mehr ausschliesslich Kaufleute und Weber-Kaufleute, die vor Gericht für die Zulassung von mehr Webstühlen kämpften. Die Argumente der Handwerker/-innen waren die gesteigerte Nachfrage und die ausserstädtische Konkurrenz. Die Befürworter argumentierten ebenso mit «bürgerlicher Nahrung» wie mit «Mehrung des Wohlstandes». Der Zunftvorstand, der sich jahrelang dagegen gestellt hatte mit der Begründung, andere Meister würden von der Kundschaft «abgeschnitten», wenn es wohlhabenderen Meistern erlaubt würde, mehr Stühle aufzustellen, musste schliesslich dem wirtschaftlichen Druck nachgeben.¹⁷

An den zahlreichen Nahrungskonflikten beteiligten sich auch selbständige Handwerkersmeisterinnen, die ebenfalls mit «Nahrung» argumentierten, um Konkurrenz zu beseitigen beziehungsweise um ihre Marktposition auszubauen oder zu stabilisieren. Wie ihre Handwerkskollegen scheuten sie sich nicht, beispielsweise Gesellen durch ihre Wirtschaftsstrategien «ausser Nahrung» zu setzen.¹⁸ In einem Konflikt sorgte die verwitwete Leinenwebermeisterin Liennertz dafür, dass ein bei ihr angestellter Geselle keine Arbeit bei einem anderen Meister oder Meisterin bekam: «[...] als anderen wegh befindenen daß kein Meister mir arbeit geben dörfte undt hiedurch mangels erleide [...]»¹⁹ Obwohl er sich mindestens dreimal klagend und hilfesuchend an den Rat wendete, wurde er ein halbes Jahr «ausser Nahrung» gesetzt, da er keine Arbeit bekam.²⁰ Handwerkerinnen nutzten das Argument der Nahrung, um ihre Bitten um Unterstützung durch den Rat zu rechtfertigen. Frau Ursula Richmanns beispielsweise bat den Rat 1752 um 50 Taler, um die Meisterschaft eines Leinenwebers zu finanzieren, den sie anschliessend heiraten würde.²¹ Sie, eine Kölner Leinenweberin, konnte ihm also über die Heirat zur Meisterschaft verhelfen. Auch wenn der Beitrag wesentlich geringer war als für andere Gesellen – umsonst ist dieses Recht nicht. Ihren Vorstellungen nach werde sie, wenn die Werkstatt einmal gut funktioniere, der Stiftung das Geld zurückzahlen.

Eine vergleichende Analyse ergibt, dass Nahrungsargumentationen nicht explizit gegen Handwerkerinnen verwendet wurden. Es gibt in keiner Auseinandersetzung Argumente, die wegen Konkurrenzstreitigkeiten, Strategien des Wirtschaftens oder Qualitätsmängeln sich gegen Handwerkerinnen richteten. Im Gegenteil: Das Geschlechterverhältnis in diesen Auseinandersetzungen wurde nicht thematisiert.

Regulierung und Deregulierung

Der Rat versuchte immer wieder, durch die Öffnung der lokalen Märkte sowie durch die Lockerung der Einfuhrbestimmungen die wirtschaftliche Krise zu überwinden. 1747 bestimmte er beispielsweise, dass diejenigen, die das Kaffa- oder Borathandwerk erlernen wollten (beides Handwerke in der Leinenwebergaffel), seien es Handwerker/-innen aus anderen Zünften oder Kaufleute, ohne «Erschwernüs» in die Zunft eintreten dürften.²² Zusätzlich sollte es Bürgern und «Eingessesenen» die «werckkundig» waren, möglich sein, ohne formalisierte Ausbildung und Gesellenzeit die Meisterschaft zu erlangen, um «fabriquen» und «manufacturen» führen zu können.²³ Ihnen wurde erlaubt, Stoffe bei auswärtigen Kaufleuten verarbeiten zu lassen. Dies stellte einen tiefgreifenden Einschnitt in die Tradition von Qualifikation und Ausbildungsbedingungen der Zünfte dar. Es gibt jedoch keinen Beleg für Proteste gegen diese Bestimmungen. Im Gegenteil: Unselbständige Leinenweber und Kaufleute nahmen die Möglichkeit wahr und orientierten sich um. Der Rohstoff für reine Leinenprodukte, Flachs und Hanf, wurde über das nähere Umland, das Münsterland, Strassburg, Danzig und sogar Moskau und Amsterdam besorgt. Es wurden aber auch Leinenprodukte importiert, besonders aus den Gebieten der reformierten Städte Deutz und Mülheim. Exportiert wurde hauptsächlich nach Mailand und auf die Frankfurter Messen.²⁴ Bis ins 18. Jahrhundert hielt die Nachfrage nach Leinenprodukten an und verlagerte sich allmählich auf Leinenmischprodukte. 1745 erlaubte die Zunft das Aufstellen von vier statt drei Webstühlen pro Meister. Zwanzig Jahre später, 1764, wurde sogar darüber nachgedacht, die leinenverarbeitenden Betriebe zu vergrößern, doch die meisten selbständigen Meister sprachen sich dagegen aus. In der Forschung wird daraus und aus den bis 1798 sinkenden Meisterzahlen auf eine Rückläufigkeit des Gewerbes geschlossen.²⁵ Die Verlagerung von Produkten aus reinem Leinen zu Mischgeweben eröffnete vielen Handwerker/-innen Arbeitsmöglichkeiten, denn neue Produkte und Produktionsweisen waren nicht an Zunftregeln gebunden, sodass sie weniger Beschränkungen unterstanden. Aus Handwerks- und Markthallenlisten geht hervor, dass es sich zum grossen Teil um die Gruppe der Leinenweber/-innen handelte, die das Kaffa- oder Borathandwerk ausübten. Sie waren offen für neue Produktionsformen und Rohstoffe, auch ohne eine neue Zunft zu fordern und ohne diese neuen Produkte als Teil ihres Handwerks zu reklamieren und sie damit zu monopolisieren.

Deutlich wurde bisher, dass die unterschiedlichen Gruppen und einzelne Handwerker/-innen divergierende Wirtschaftsinteressen vertraten. Die selbständigen Meister/-innen verfolgten andere Ziele als die Masse der unselbständigen Handwerker/-innen, die im Verlag oder bereits in Manufakturen arbeiteten. Der Rat war gezwungen, beiden Gruppen ein Auskommen zu sichern, ohne dabei das Marktgeschehen aus den Augen zu verlieren. Schon aus diesem Umstand kann geschlossen werden, dass

kein einheitliches «Wirtschaftsdenken» vorausgesetzt werden kann, wovon die These eines einheitlichen Wirtschaftsprinzips ausgeht.

An anderer Stelle versuchte der Rat, im Gegensatz zu obigem Beispiel, die Einfuhr ganz zu stoppen oder zumindest zu kontrollieren, um den Absatz innerstädtischer Handwerker/-innen zu schützen. Die vorbereitende Produktion in der Leinenweberei war ein hochspezialisiertes Handwerk. Die Garnherstellung beispielsweise oblag den Garnmacher/-innen, Spinner/-innen, Zwirner/-innen oder den Weber/-innen selbst. Je nach herzustellendem Stoff musste die Mischung des Garns präzise in einem Faden aufgeteilt werden. In der Krise bestimmte der Rat, dass die Weber/-innen kein auswärtiges fertiges Garn kaufen durften, sondern nur solches, das bei den Zunftgenoss/-innen in Auftrag gegeben wurde. Umgekehrt wurde in einem nächsten Schritt die Weiterverarbeitung bei den Leinenweber/-innen in der Weise geregelt, dass ihnen verboten wurde, in Köln gefertigtes Garn ausserhalb zu Tuch verarbeiten zu lassen. Auf Drängen des Zunftvorstandes wurde befohlen, «denen Pforten-Schreibern, unter Straff der Cassation, wie auch denen Ambts-Meistern darauf Achtung zu geben, und das ausführende Garn anzuhalten, und aufs Zunfft-hauß, zu des Raths weiterer Verordnung bringen zu lassen».²⁶ Der Absatz der Kölner Handwerker/-innen sollte durch diese Massnahme gesichert werden. Demzufolge war dies kein Versuch, die Garnherstellung zu monopolisieren, sondern Wettbewerbschancen innerhalb des Kölner Marktes zu sichern, zumal der Rat sich beständig bemühte, keine Monopolisierungen in den Textilzünften zuzulassen. Ähnlich waren die Bestimmungen des Rates, die den Absatz sichern sollten. Beispielsweise sollte die Anzahl der Webstühle pro Werkstatt und Meister nur mit Erlaubnis des Rates festgelegt werden können.²⁷ Die Stühle wurden pro Meister/-in auf drei beschränkt, um zu verhindern, dass eine Person zu viele Aufträge auf sich vereinte.²⁸ Auch diese Sorge um Chancengleichheit wurde dem Handwerk in der historischen Forschung als Erstarrung ausgelegt.²⁹

Innovation

1745 besichtigte der Zunftvorstand die Werkstätten einiger Wollweber. Laut Zunftordnung sollten solche Visitationen regelmässig stattfinden. Die besichtigten Werkstätten lagen alle rund um die Innenstadt und gehörten insgesamt sechs Meistern. Es fällt auf, dass einige Meister zwar viel Mischgarn im Vorrat hatten, wie Messelanen und Chamois, aber nur auf zwei Spinnrädern Mischgarn selbst herstellten. Bei einem Meister waren in «einem im zweyterem Stockwerck gelegnem Zimmer eilff grosse Räder vorhanden, deren drey nicht im gang oder gebrauch, auff denen acht übrigen aber weiße baumwolle gesponnen wurde, dan befunden sich unten im Winckel nebst einem zimbllichen vorrath gesponnener Baumwolle zweygerley sorten fabricirter Stoffen, darab eine sorte Chamois genent und mit einer leineren kett, sodan baumwollenen einschlag

gemacht wird, die andere sort aber, welche man nicht zu nennen wusste gleichfals mit einer leinernen kett und baumwollen einschlag fabricirt wird». ³⁰ Dieser Leinenweber hatte sich offensichtlich auf das Spinnen von Baumwolle spezialisiert, daher auch der grosse Vorrat. Von den fünf anderen Meistern stellten nur zwei Messelanentücher (Mischgewebe) her. Also wurden bei insgesamt 16 Spinnrädern und elf Webstühlen lediglich auf zweien Mischtücher beziehungsweise -garn hergestellt. In der Kölner Handwerks- und Wirtschaftsforschung wird betont, dass die Leinenweber sich früh auf Mischgewebe umgestellt hätten, dennoch sei es dem Gros der Handwerksmeister wirtschaftlich schlecht gegangen. ³¹ Die Visitation zeigt, dass sich die Meister zwar auf die veränderte Nachfrage eingestellt hatten, indem sie mit Mischgewebe arbeiteten und handelten, dass von Produktionsumstellung jedoch nicht die Rede sein kann. ³² Ähnlich sah es bei den anderen Werkstätten aus. Wie aus den zahlreichen Beschreibungen von Mischgeweben in Ordnungen hervorgeht und auch durch die Importzahlen belegt ist, wurde viel Stoff eingeführt. Die Weber/-innen kamen der Nachfrage nicht nach und mussten vor allem die Stoffe und Garne selbst erwerben, um sie dann weiterzuverarbeiten. Grundsätzlich waren einige Handwerker/-innen bereit, so zeigt das Beispiel, neue Produkte und Produktionsweisen anzugehen.

Fazit ist, die Zünfte haben sich nicht genügend auf Mischgewebe umgestellt, sondern importierten; das machte sie wiederum abhängig von anderen Märkten und Transportwegen. Feines Tuch und sogenanntes Gebilde wurden in Köln gar nicht hergestellt, sodass die Handwerker/-innen nicht von der steigenden Nachfrage profitierten.

Fazit: Zünfte zwischen Anpassung und Widerstand

Die Gegenüberstellung von «Nahrung» und «Markt» als dichotomes Konzept funktioniert meines Erachtens für die Historisierung frühneuzeitlicher Wirtschaftsentwicklungen im Kölner Kontext genauso wenig wie die Gegenüberstellung von «Gemeinnutz» und «Eigennutz». ³³ Beide Ansätze unterstellen Handwerker/-innen ein eindimensionales Wirtschaftsdenken und suggerieren eine lineare Wirtschaftsgeschichte.

Zwar reagierten die Zünfte auf das Überangebot von Arbeitskräften und Preissteigerungen mit Mitteln wie längeren Ausbildungszeiten und vor allem mit dem Ausschluss von sogenannten Fremden. Das bedeutete aber nicht in jedem Fall, dass Handwerk konservativ und innovationsfeindlich gewesen wäre. Chancengleichheit war nicht mehr Ausgangsprinzip der neuen Ökonomien, sodass die Konflikte auch als Widerstand gegen die neuen Prinzipien gedeutet werden können. Die Dynamik der neuen Märkte war zu schnell und zu wirkungsmächtig, als dass Chancengleichheit hätte gewahrt werden können.

Die Ergebnisse zeigen, dass es in vielen Argumenten der Handwerker/-innen um gleiche Ausgangsbedingungen und nicht um Wettbewerbsbeschränkungen ging und

um die Sicherung von Qualitätsstandards und nicht um Disziplinierungsmassnahmen. Zusätzlich wurde deutlich, dass von einer Verdrängung der Handwerkerinnen zumindest über das Nahrungsargument keine Rede sein kann. Handwerker/-innen argumentierten trotz Traditionsverbundenheit markt- und gewinnorientiert. Herkommen und Markt stellten demnach keinen Widerspruch dar. Es gab die Vorstellung von einem Ideal, das sich in den Formulierungen der Ordnung widerspiegelte, von dem sich jedoch das Handeln und Wirtschaften unterschied. «Nahrung» und verwandte Begriffe liessen also sehr unterschiedliche Deutungen zu. So war es möglich, dass eine Handwerks-gesellschaft vom Bedarfsdeckungsprinzip und dem Prinzip Gleiches für Gleiche ausging und gleichzeitig eine breite soziale Schichtung aufwies.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Kellenbenz, Hermann (Hg.), *Zwei Jahrtausende Kölner Wirtschaft*, Bde. 1 und 2, Köln 1975.
- 2 Die Kölner Verfassung wies eine Besonderheit auf: Die Zünfte waren über die Gaffeln am Stadtregiment beteiligt. In die 22 Gaffeln mussten sich alle Kölner Bürgerinnen und Bürger einschreiben. Somit verfügte ein Teil der Handwerksschicht über das aktive und passive Wahlrecht und hatte grossen politischen Einfluss im Rat. Siehe Schwerhoff, Gerd, «Das Kölner Supplikenwesen in der Frühen Neuzeit. Annäherung an ein Kommunikationsmedium zwischen Untertanen und Obrigkeit», in: Mölich, Georg; ders. (Hg.), *Köln als Kommunikationszentrum. Studien zur frühneuzeitlichen Stadtgeschichte* (Der Riss im Himmel, Bd. IV), Köln 1999, S. 473–498.
- 3 Beispielsweise Ebeling, Dietrich, «Entwicklungstendenzen des deutschen Stadtbürgertums im 18. Jahrhundert am Beispiel der Stadt Köln», in: Frühsorge, Gotthard et al. (Hg.), *Stadt und Bürger im 18. Jahrhundert*, Marburg 1993, S. 66–85; kritischer Lenger, Friedrich (Hg.), *Handwerk, Hausindustrie und die Historische Schule der Nationalökonomie. Wissenschafts- und gewerbegeschichtliche Perspektiven*, Bielefeld 1998.
- 4 Vgl. Ebeling, Dietrich, *Bürgertum und Pöbel. Wirtschaft und Gesellschaft Kölns im 18. Jahrhundert* (Städteforschung A 26), Köln, Wien 1987, S. 180.
- 5 Einen Forschungsüberblick über die zunftkritische Forschung in: Ehmer, Josef, «Traditionelles Denken und neue Fragestellungen zur Geschichte von Handwerk und Zunft», in: Lenger, Friedrich, *Handwerk, Hausindustrie und die Historische Schule der Nationalökonomie. Wissenschafts- und gewerbliche Perspektiven*, Bielefeld 1998, S. 24 ff.
- 6 Vgl. Sombart, Werner, *Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart*, München 1916. In der bisherigen Forschung wurden Sombarts Ambivalenzen und Widersprüche nur wenig beachtet. Dies führte zu Interpretationen, die einseitig die genannte Dichotomie der Wirtschaftsprinzipien hervorhoben. Der theoretische Gegensatz von Handwerk und Kapitalismus wird jedoch durchkreuzt von Sombarts eigenen empirischen Untersuchungen zum Wirtschaftshandeln und zu Themen wie monetarische Tauschwirtschaft, Gewinnstreben und Konkurrenz. Vgl. Brandt, Robert; Buchner, Thomas (Hg.), *Nahrung, Markt oder Gemeinnutz. Werner Sombart und das vorindustrielle Handwerk*, Bielefeld 2004.
- 7 Vgl. Arentz, Ludwig, *Die Zersetzung des Zunftgedankens. Nachgewiesen an dem Wollenamte und der Wollenwebergaffel in Köln*, Köln 1935.
- 8 In Köln gab es seit der Errichtung der Zünfte 1396 vier Frauenzünfte. Frauen waren in den meisten anderen Zünften gleichberechtigte, teilweise eingeschränkt berechnigte Mitglieder. Siehe Wensky, Margret, *Die Stellung der Frau in der stadtkölnischen Wirtschaft im Spätmittelalter* (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, Bd. 26), Köln 1980.

- 9 Vgl. Schulz, Helga, *Handwerker, Kaufleute, Bankiers. Wirtschaftsgeschichte Europas 1500–1800*, Frankfurt a.M. 1997, S.112 f.
- 10 Vgl. Wiesner-Hanks, Merry, «Ausbildung in den Zünften», in: Kleinau, Elke; Opitz, Claudia (Hg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd.I, Frankfurt a.M. 1996, S.91–102.; Roper, Lyndal, *Das fromme Haus. Frauen und Moral in der Reformation*, Frankfurt a.M., New York 1995.
- 11 Beispielsweise Jeggle, Christoph, ««Arbeit» als Norm – Normierung durch «Arbeit». Historische Perspektiven», in: Klampf, Angelika; Lanzinger, Margreth (Hg.), *Normativität und soziale Praxis. Gesellschaftspolitische und historische Praxis*, Wien 2006, S.51–69; Werstetter, Christine, *Frauen im Augsburger Zunft Handwerk. Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse im 18. Jahrhundert*, Berlin 2001.
- 12 Historisches Archiv der Stadt Köln (HASTK), Zunft 439, Akte 4, fol. 20r (25. April 1764).
- 13 Ebd. und fol. 20v.
- 14 HASTK, Zunft 438, Akte 12, fol. 2r/v, 6r.
- 15 HASTK, Zunft 43, Akte 2.
- 16 HASTK, Zunft 25, fol. 237r.
- 17 HASTK, Zunft 439, Akten 2 und 3, S. 1–20.
- 18 Vgl. HASTK, Zunft 438, Akte 12, fol. 6r, 8r–9r; Zunft 439, Akte 4, fol. 20r–22v.
- 19 HASTK, Zunft 438, Akte 6, fol. 5r.
- 20 HASTK, Zunft 438, Akte 6, fol. 1r–5r.
- 21 HASTK, Zunft 438, Akte 7, fol. 8r–9v.
- 22 HASTK, Zunft 447, fol. 88r.
- 23 HASTK, Zunft 446, fol. 192v–193v.
- 24 Vgl. Gramulla, Susanna, «Wirtschaftsgeschichte Kölns im 17. Jahrhundert», in: Kellenbenz, Hermann (Hg.), *Zwei Jahrtausende Kölner Wirtschaft*, Bd. I, Köln 1975, S. 447 ff.
- 25 Pohl, Hans, «Wirtschaftsgeschichte Kölns im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert», in: Kellenbenz, Hermann (Hg.), *Zwei Jahrtausende Kölner Wirtschaft*, Bd. II, Köln 1975, S. 91 ff.
- 26 HASTK, Zunft 439, Akte 5, S. 5 (1709).
- 27 Oberbach, Elli, *Das Kölner Textilgewerbe von der Wende des Mittelalters bis zum 19. Jahrhundert*, Bonn 1929, S. 65.
- 28 HASTK, Zunft 439, Akte 2, fol. 1r (1777): Streit zwischen einem Kaufmann und dem Zunftvorstand. Der Vorstand beruft sich auf die Ordnung aus dem Jahre 1456, die immer noch Gültigkeit habe. Vgl. HASTK, Zunft 447, fol. 25v.
- 29 Vgl. Wissel, Rudolf, *Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit*, Berlin 1971, S. 445.
- 30 HASTK, Zunft 25, S. 235 f.
- 31 Gramulla (wie Anm. 24), S. 441–458.
- 32 Die Werkstätten lagen zentral und waren aufgrund der Anzahl der Stühle und Räder keine Einmannbetriebe. Es werden aufgrund der Nähe zum Wasser und zu den entsprechenden Kaufhäusern (Gürzenich und Tuchhalle) wichtige Leinentuchproduzenten gewesen sein.
- 33 Ehmer (wie Anm. 3), S. 25, plädiert für die Aufhebung der Dichotomien Handwerk/Kapitalismus und traditionell/modern und entlarvt diese Deutungen der Historiographie des 19. Jahrhunderts als den zeitgenössischen politischen Diskursen verhaftet.

